

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

11.7.1920 (No. 28)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 28



11. Juli 1920

Kurt Karl Eberlein / Carl Ludewig Kay.

Ein vergessener badischer Maler.

Wie Wenige kennen auch nur den Namen dieses frühvollendeten badischen Malers, der einst weit über sein Vaterland hinaus bekannt und geehrt war. Künstlerlexika, Biographien, Galerien und Ausstellungen haben ihn übersehen oder vernachlässigt und heute noch schwankt die Schreibart seines Namens (Kagz oder Kay), die ich auf „Kay“ bestimmen möchte. In den Briefen, Tagebüchern und Lebenserinnerungen jener Zeit um 1800, zumal im Weimarer und Dresdener Kreise, begegnet Kay immer wieder, denn er war den Weimarer Kunstfreunden, vor allem aber Schiller befreundet und galt in Dresden als der begabteste Vertreter der idealen Landschaftsmalerei, wie sie der fränkisch-schwäbische Klassizismus ersehnte. Große Hoffnungen setzte man deshalb auf diesen „Schwaben“, der das schimmernde Land der Vorwelt suchte, das Hellas der Seele, das den Künstlern nur in Italien noch einmal zu leben schien. Aber wie bald war er vergessen, als er am 14. Juli des Jahres 1810, ein Fünfunddreißigjähriger, dahingegangen war. Deshalb sei hier noch einmal sein Wesen beschworen und sein Leben flüchtig dargestellt, wie es uns durch einen seiner Bekannten, den Hofrat Böttiger, in Cottas „Morgenblatt“ überliefert ist.

Carl Ludewig Kay war, am 22. Januar 1776 in Pforzheim geboren, der Jüngste von seinen Geschwistern. Als seine Mutter, die notleidende Witwe eines armen Einnehmers in Pforzheim, im Jahre 1784 starb, war der ganze Vermögensbestand der hinterlassenen Waisen 4 Gulden. Nachdem der Knabe bis zur ersten Klasse der Pforzheimer Stadtschule aufgerückt war, wollte ihn sein Vormund, der Rechnungsrat Eisenlohr in Pforzheim, anfangs zur Schreiberei erziehen und bei sich behalten; er änderte aber bald seinen Entschluß und gab den Lebhaften zu einem Buchbinder in die Lehre. Kay bestand seine Lehrjahre rühmlich, indem ihm sein Meister wegen seines Wohlverhaltens noch drei Monate schenkte, und trat nun als Buchbindergehilfe wirklich seine Wanderung an. Doch half sein älterer Bruder, der damals Diakon in Rastatt, dann Hofprediger in Mannheim war, weiter. Der junge Buchbinder folgte dem inneren Antrieb zur Kunst und widmete sich 1792 in Chaux de Fond ganz der Kupferstechkunst. Seine jüngste Schwester, die eine Zeitlang in Genf die Wirtschaft des berühmten englischen Geschichtsschreibers Gibbon geführt hatte, verheiratete sich dort mit einem Gold- und Silberfabrikanten, bei dem sich unser Künstler trotz seiner Scham über sein dürftiges Aussehen auch hie und da sehen ließ. Von Schwager und Bruder unterstützt, durfte er endlich die Kunstakademie in Stuttgart besuchen. Hier genoß er den Unterricht und die Freundschaft der verdienstlichsten Männer, von welchen er stets mit tiefer Rührung sprach, vor allem des Kupferstechers Johann Müller, und ging 1796 nach Dresden. Seine Absicht war eigentlich über Dresden nach Wien zu gehen, doch bestimmte ihn bald Natur und Kunst

dieser Stadt dazu, sich hier ganz der Landschaftsmalerei zu widmen. Eine der edelsten Frauen, die bekannte „Elisa“ Freifrau von der Recke geb. Gräfin von Medem, die er im Hause des Kapellmeisters Naumann kennen lernte, nahm sich des jungen feurigen Künstlers mütterlich an. Sie verschaffte ihm die Aufträge, die Claude Lorrains und Ruysdaels auf der Dresdener Galerie für reiche Kurländer zu kopieren und unterstützte ihn selbst auf mannigfaltige Weise. Damals erwarb er sich auch die Freundschaft des ehrwürdigen Vater Graff, des berühmten Porträtmalers, und die Liebe seiner Tochter, die nach seiner Rückkehr aus Italien seine Gattin wurde. Oft besuchte er die Geliebte auf dem Landsitze ihrer Eltern in dem romantisch gelegenen Blasewitz. Am andern Ufer der Elbe erlebte zu dieser Zeit Schiller im Weinberghäuschen der Freunde seinen „Don Carlos“. Schiller und Kay lernten sich einander genauer kennen — sie waren sich schon in Schwaben früher begegnet — und der Dichter begleitete seinen Freund, der 1801 seine Italienreise antrat, mit sehnfüchtigen Wünschen und schrieb ihm herzliche Briefe. Kay nahm seine Reise mit mehreren Künstlern (darunter sein zukünftiger Schwager) über Paris, wo er durch Miniaturmalerei sein Reisegeld vermehrte. In Rom und Neapel, wo er bis 1804 lebte, sammelte er einen Schatz von Naturstudien, Skizzen und Ideen, der ihm noch späterhin die Kunstwelt seiner Landschaften bereicherte. Besonders war es der Golf von Neapel und die Inseln, die er in seinen Landschaften „in heroischem Stil“ immer wieder beschwor. Mit einer solchen gewann er auch den Preis von 70 Dukaten, den Cotta 1807 für „eine romantische Landschaft, wie sie einen Dichter zu hohen Schöpfungen begeistern könne“ im Stuttgarter Morgenblatt ausgeschrieben hatte. Mit solcher Kunstbeute kehrte Kay 1804 in sein geliebtes Dresden zurück, wurde ein glücklicher Haus- und Familienvater, machte 1807 mit der Gattin eine erfrischende Reise an den Rhein und in die Heimat, wo er Leiden und Freuden der Jugend noch einmal beschwor, und bereitete sich zur Ausfühlung mancher künstlerischer Idee, die ihm oft um Mitternacht erschien. So plante er, durch Medaus Darstellungen aus der Geschichte Abrahams angeregt, einen Zyklus von orientalischen Landschaften aus der patriarchalischen Welt der Bibel (wie ihn später Schirmer in Karlsruhe zeichnete und malte). Aber ein immer wiederkehrender, quälender Kopfschmerz machte ihn kränklich und untätig. Er besuchte Karlsbad, ging nach Weimar und fand nicht nur ermunternde Anerkennung bei Hofe, sondern auch Goethes unschätzbare Freundschaft und Hilfe. Für den dortigen Kupferstecher Karl Müller, der eine Reihe von Tellzonen stechen wollte, malte er den Tell für die Rettung am See dankend, ein Bild, das durch Beiths Radierung bekannter geworden ist. Ein zweites Gemälde — Johanna unter der Eiche — konnte er nicht mehr vollenden. Den letzten Winter verbrachte er unter Be-

klemmungen und Schmerzen meist schlaflos im Sessel, vertrieben aber vor der Staffelei immer wieder mit Macht „alle bösen Geister“. Aus diesen letzten Tagen stammt ein Bild, das den Golt von Neapel im „Mondensüberstrimmer“ zeigt. Als er den Mast eines Schiffes malte, entfalt ihm der Pinsel und er, der noch eine Reise in die Heimat ersehnt hatte, entglitt selbst bei Fackelschein in das Land „from whose bourne no traveller returns“.

Nach alle dem ist über die Kunst des Landschaftmalers Raß wenig mehr zu sagen. Art und Gesinnung, Zeit und Idee, seine Freundschaft mit Schiller und Goethe, sein Verhältnis zur idealisierten italienischen oder orientalischen, also zur heroischen oder biblischen Landschaft, alles dieses deutet uns sein Kunstwesen zur Genüge. Vor allem jene geistvollen Kopien nach Claude — von denen eine köstliche auch die Badische Kunsthalle besitzt —

Tageszeiten einer zeitlosen Natur mit eigener Staffage, zeigen das Beste seiner Kunst. Seine edle Persönlichkeit, die Schiller so liebte, spricht sich in seinem Bildnisse aus, das, von der Hand seines Schwiegervaters Graff gemalt, in der Hamburger Kunsthalle bewahrt wird. Vor allem lebt uns Carl Ludewig Raß in jenem „hohen Gesang“, den ihm Schiller nach Subiaco zudachte. Der müde kränkelnde Dichter, den die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden fast verzehrte, träumt sich in das großstädtische Rom, um dem Freunde zuzuwinken und eine hymnische Klage für das verlorene Griechenland zu singen. Da nur Wenigen diese unvollendete Elegie Schillers an den badischen Landschaftsmaler bekannt sein mag, sei sie im folgenden mitgeteilt. Wer von solchem Freunde geliebt und besungen wird, verdient auch unsere Teilnahme als Mensch wie als Künstler, „denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab“.

## An Carl Raß nach Subiaco.

Eine Elegie von Schiller.

Hoßbeglückt, mein Freund, wer ferne von städtischem Anflug  
Mit horazischem Sinn lebet der schönen Natur.  
Ach, wie gern entflöh' auch ich der bedrückenden Hitze,  
Diesem staubigen Lärm, diesem verwünschten Tumult  
Wagendurchrasselter Straßen, dem ewigen Treiben und Drängen,  
Dem ermüdenden Kreis einerley-bringender Zeit!  
Aber mich fesselt die häßliche Noth an die römischen Mauern,  
Rom kaukasische Fels reißt sich Prometheus nicht los.  
Sey kein Azid und schieß und triff und tödte den Geyer,  
Wacker mit ewigem Biß Herz mir und Leber verkehrt.  
Kann ich genießen, wann mir im Rücken verhaßte Geschäfte  
Lauernd liegen, mit Dräun Sorge sich hinter mir thürmt?  
Bleich, ein ödes Fantom von meinem gesunkenen Haupte  
Schwirrend den Schlummer verscheucht, Gift in den Becher  
mir streut?

Freund, dem Fröhlichen nur, befreuet von Sorge und Unmuth,  
Lächelt die holde Natur, lächelt die blumige Trift.  
Drum genieße du froh! mein sey die Freude zu wissen,  
Wie in süßem Genuß schwinden die Tage dem Freund.  
In Subiaccos Geküst, getrennt vom Gemüthe der Menschen  
Findst du im schweigenden Hain fröhlich dein eigenes Selbst,  
Unter Bäumen ist ja der fühlende Bildner nicht einsam,  
In dem Menschengewühl steht er oft einsam und öd,  
Lauernd aber verstummt die stille Natur; nur dem Künstler  
Spricht ans fühlende Herz laut und vernehmbar sie stets.  
Ach, wie gern entfliehet sein Geist dem Gemüthe der Welt, fliehet  
Hin in das schimmernde Land, menschlicher Kleinheit so fremd,  
Wo mit goldenem Stab die Phantasten gebieten,  
Unerhört an dem Stein nicht mehr Pngmalion weint;  
Lispernd aus laubigem Grün Napäen vertraulich uns flüstern,  
Uns an dem rieselnden Quell freundlich die Najas erscheint;  
Vor dem begeisterten Blick die bedeckenden Schleyer zerreißen,  
Welche der Vorwelt Gebild hüllen in zweifelnden Schein;  
Wo entfesselt der Geist die Haine Ilissus durchwandelt,  
Und an Strymons Gestad lauschet der Hirten Gesang.  
Seyd mir gegrüßet, du Hain und Tiburs romantische Thale,  
Du Blandusias Quell, Anios murmelnder Strom!

Ach, mir raubte die Zeit den ärmlichsten Trost noch, mich selber  
Froh zu täuschen und mir lustige Schlösser zu baun.  
Wer versteht uns jetzt? wer kann uns begreifen und fassen?  
Kalt gefühllos und stumpf siehet nur jeder auf sich.

Was wir fühlen, was einst in jeglichem Busen geschlagen,  
Ist ein Räthsel dem Volk, irrend in stygischer Nacht.  
Freund! es verlegte der Quell, der silbern am Pindus uns  
strömte,

Sons Sonne erlosch, Isthmus versank in die Nacht;  
Fessellos donnert das Meer im öden Piräus, es hangen  
Fischerneze, wo einst herrliche Flotten geprangt.  
Pindars Hymne verstummt', es slohn die zürnenden Götter,  
Auf den Altären erlosch trübe das heilige Feu'r.  
Gebt uns Himmel und Erd, Perikles Bürger, und Sazung!  
Ach, es schmachtet das Herz bloß nach entfloherener Zeit.  
Doch ein Hellas besteht, es blüht in dem engeren Kreise  
Fühlender Menschen, es blüht da die saturnische Zeit!  
Was das Leben ernährt und was das Leben erfreuet,  
Schwesterlich schmücken es stets freundlich die Grazien aus.  
Der nur lebet, dem sie voll Huld im Leben gelächelt,  
Dem sie die goldne Zeit pflanzten ins fühlende Herz.  
Hin sind die Zeiten, da einst lebendig die Quelle gesprubelt,  
Welche zu hohem Genuß schäumende Becher uns bot.  
Ach und entartete Kinder unlagern die heiligen Ströme,  
Winterlich wehte der Nord jegliche Blüthe herab.  
Such der Unsterblichen Tempel in Schutt und Asche versunken,  
Und der Grazien Chor trauernd in Hellas Gefild.  
Stürme verwehten schon längst die Asche der Bürger des  
Cecrops,

Auf ihr moosiges Grab weinet der Wanderer jetzt.  
Doch vernembar ertönt Geweihten das alte Orakel.  
Phöbus lebt, sein Gesang schallt in der Fühlenden Ohr.  
Lausche dem hohen Gesang, o Freund, und vergiß nicht des  
Freundes,  
Welchen sein neidisch Geschick häßt von Artadien fern.

Den 30. August 1802.

## Franz Schnabel / Die Ursachen der französischen Revolution.\*)

Goethe hat einmal Eckermann gegenüber von der tiefen, inneren Nothwendigkeit gesprochen, mit der sich die große Revolution in Frankreich vollzogen habe. Er wollte sich damit keineswegs als ein Freund der französischen Revolution bekennen; im Gegentheil, wir haben Aeußerungen der Ablehnung und der Abwehr genug von ihm. Aber der Denker in ihm, der die unbedingte

\*) Diese Abhandlung ist eine Zusammenfassung der Antrittsvorlesung, die ich am 24. Juni 1920 im großen Hörsaal der Technischen Hochschule gehalten habe. Ich habe mich bemüht, hier jetzt nochmals die leitenden Gesichtspunkte herauszustellen, unter Verzicht auf speziell fachwissenschaftliche Einzelheiten und Belege.

I.  
Verkettung von Ursache und Wirkung kennen gelernt hatte, mußte sich durchdringen fühlen von der Ueberzeugung, daß diese Revolution, die scheinbar einen so unverföhnlichen Bruch mit der Vergangenheit darstellte, selber ihre Vorgeschichte hatte, die weit zurückreichte in die Vorzeit und die zu verfolgen recht wertvoll und nützlich war. Die Zeitgenossen freilich waren in ihrem unaufhörlichen Wechsel von Erfüllung und Enttäuschung noch ferne von diesem Geiste reiner Betrachtung; sie zankten sich um das Bild der Revolution in Bewunderung oder Abkehr. Und ihr Streit um Ursache und Wesen, Wirkung und Verlung der Revolution hat sich tief hineingezogen in Politik und Wissenschaft des 19. Jahr-

hundreds. Da waren einerseits die Panegyriker, die mit der glühenden Phantasie der Romaner die Legende von der großen Revolution geschaffen haben, und da waren auf der anderen Seite die Romantiker, die ihre gewaltige Entdeckung von der historischen Kontinuität und vom organischen Werden ausgebildet hatten im Gegensatz gegen die Atomistik der französischen Revolution und die darüber vergaßen, daß diese Revolution selber ihre Ursachen hatte, deren Auswirkung auch eine Form geschichtlicher Stetigkeit darstellte. Doch das eben war das Gemeinsame, das Gegner und Lobredner der Revolution einte: daß sie in ihr nichts sahen als den vollendeten Bruch mit der Geschichte — mochte er nun begrüßt oder getadelt, mit Rousseau philosophisch begründet oder mit Burke philosophisch widerlegt werden — und daß sie beide darüber hinaus es ablehnten, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu suchen.

Da ist es denn erst nach der Mitte des Jahrhunderts Alexis de Tocqueville gewesen, der den Gedanken von der historischen Notwendigkeit der französischen Revolution, den Goethe geahnt hatte, von neuem faßte und im einzelnen verfolgte. Auch Tocqueville war kein Freund der Revolution und ihrer Daseinsformen; er war eine edle, aristokratische Natur und sah mit tiefem Pessimismus den Weg, den sein Volk dahinschritt. Aber eben darum konnte er sich nicht damit begnügen, einfach auf die Revolution alle Schuld zu werfen und das Ancien Régime dazu in erbaulichen Kontrast zu stellen; sondern er fühlte sich als Historiker und als Patriot verpflichtet, den Ursachen dieser Krankheitsgeschichte nachzugehen. Er sagte sich, daß ein so elementares Ereignis niemals aus der bewußten, absichtsvollen Handlung Einzelner, niemals aus einer äußeren Veranlassung hervorgegangen sein konnte; dies hatten ja Verteidiger wie Ankläger der Revolution bisher gemeint, und sie hatten darum pragmatische Geschichtsschreibung geboten. Tocqueville dagegen lehrte die Revolution erfassen als die plötzliche Vollendung eines Werkes, an dem zehn Generationen französischer Geschichte gearbeitet hatten, als das unvermeidbare Resultat einer langen und großen Entwicklung. So sah er historische Notwendigkeit, wo die anderen nur gälästert oder gepriesen hatten. Und diese Notwendigkeit galt es aufzuzeigen, die Faktoren galt es zu zerlegen, nüchtern und leidenschaftslos. Deshalb bot Tocqueville keine Erzählung und keine Schilderung, sondern seine Methode ist die Analyse: definieren, was die Revolution eigentlich gewesen ist und welches ihre Merkmale und Ursachen sind! Nach ihm sind andere gekommen, die auf breiterer Grundlage die Forschung nach den Ursachen der Revolution erneuert haben; aber all die gewaltigen Berge von Büchern, die Taine, Aulard und andere aufgehäuft haben, konnten doch jenes kleine Buch nicht aufwiegen, das Tocqueville als Torso hinterlassen hat. Die Thesen, die er darin aufgestellt, ruhen auf dem festen Grunde einer zuverlässigen Forschung — denn als echter Historiker kennt Tocqueville nur die Induktion; aber die Tatsachen werden nicht ausgebreitet und sind nicht um ihrer selbst willen da, sondern um in die Seele der geschichtlichen Entwicklung zu führen — in strenger, nur der Erkenntnis dienender Folge, in vollendeter, echt lateinischer Klarheit. So wurde sein Buch eine Fundgrube historischer Erkenntnis und politischer Weisheit.

Die Fragestellung, um die es sich dabei handelt, ist naheliegend genug, und es ist erstaunlich, daß man sie erst so spät gefunden hat. Der eigentliche Inhalt, die historische Bedeutung der französischen Revolution besteht ja darin, daß sie nicht nur die absolutistische Staatsform, sondern in erster Linie auch die feudale Gesellschaftsordnung, die seit dem Mittelalter überliefert und vielfach bereits durchlöchert war, endgültig zertrümmerte und an ihre Stelle die persönliche Freiheit und die Rechtsgleichheit setzte. Die feudale Ordnung, jene Teilung der Gesellschaft in mehrere, rechtlich verschieden begabte Stände, war eine allgemeine europäische Institution, gegen die sich seit den ersten Tagen der Renaissance eine gleichfalls durch das ganze Abendland sich vollziehende Erhebung vorbereitete, so daß überall in der Welt der Individualismus und der Gedanke der Rechtsgleichheit emporgekommen waren. Und da erhebt sich die Frage: warum zündeten diese Ideen und warum zündeten sie gerade in Frankreich? Warum brach die Revolution gerade im 18. Jahrhundert und gerade in Frankreich aus, während es sich hier doch um europäische Gegensätze handelte? Was war in Frankreich anders, was war dort Besonderes, das für diese besondere französische Revolution als Ursache genannt werden kann?

Es können also nicht jene Verhältnisse in Betracht kommen, die in ganz Europa in gleicher Weise vorlagen. Man spricht wohl gerne von der Verschwendung des Hofes und des Adels: sie war

groß, aber sicher nicht größer als in dem benachbarten Deutschland, wo jeder Kleinfürst sein eigenes Versailles hatte. Oder man zittert wohl auch die Korruption: sie ist noch überall in der Weltgeschichte gewesen, wo eine einzelne Klasse unkontrolliert den Staat in ihrer Hand hielt, und sie war gerade in dem England des 18. Jahrhunderts, das die Zeitgenossen immer als ein Vorbild der Freiheit priesen, geradezu sprichwörtlich geworden. Oder man beruft sich auf die Willkürherrschaft, die persönliche Unfreiheit, den Mangel eines geordneten Gerichtsverfahrens, und man meint die geheimen Verhaftungsbefehle der Könige, die Staatsgefängnisse, die Bastille; aber gerade der Bastillesturm bewies, daß nur wenige und nur unpolitische Gefangene in diesen Kerker saßen, und er ward eine große historische Tat lediglich durch die Macht der Symbolik. Und auch hier kann man darauf hinweisen, daß die deutsche Geschichte der Zeit ganz andere Beispiele der Willkür kennt.

Allerdings wird man ja nun auf England abheben können, wo durch eine wunderbar organische Rechtsentwicklung seit dem Mittelalter der Schutz gegen willkürliche Verhaftung gewonnen worden war und wo schließlich in der großen Revolutionsperiode des 17. Jahrhunderts die englischen Freiheiten errungen wurden. Wir rühren damit an den großen Unterschied der englischen und französischen Staatsentwicklung und kommen damit den eigentlichen Ursachen der französischen Revolution allerdings näher. Denn nicht nur vor dem Richter hat die englische Geschichte eine persönliche Freiheit durchgesetzt, während die französische dazu bis 1789 nie gekommen war; sondern überhaupt: die ganze englische Verfassung, die das Produkt einer jahrhundertlangen Entwicklung gewesen ist, wird auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durchgezogen von dem Gedanken der persönlichen Freiheit, der Selbstverwaltung, der administrativen und politischen Dezentralisation, der organischen Entfaltung, während die französische Geschichte seit den Tagen der Renaissance gerade die entgegengesetzte Entwicklung durchgemacht hat, die persönlichen Freiheiten und die Selbstverwaltung, wie sie im Mittelalter bestanden hatten, völlig zerbrach und den Absolutismus und die Zentralisation in einer Vollendung und Konsequenz durchführte, wie in keinem anderen Lande Europas. Die Verwaltungszentralisation ist eine Tatsache, die Frankreich allein gehört und in der wir die erste große Ursache der französischen Revolution zu sehen haben.

Die Geschichte Frankreichs ist die Geschichte dieser Zentralisation, die unter Richelieu und Ludwig XIV. ihre Vollendung und ihre Erfüllung fand: alle Teilgewalten sind dem Staate unterworfen, überall siegt die Einheit und die königliche Macht. Für eine Selbstverwaltung ist in diesem System kein Raum mehr: die lokalen Aufgaben wie die Aufgaben in der Zentrale sind von den Ständen auf das Beamtentum des Königs übergegangen; die Intendanten führen in den Provinzen und Bezirken die Verwaltung und werden vom Staatsrat des Königs einheitlich und streng geleitet. Der Seigneur, die Gemeinderäte und die Provinzialstände sehen sich ihrer Kompetenzen und Dienste immer mehr beraubt; sie verdorren, erstarren, sterben ab. Die Reichsstände aber werden seit 1614 einfach nicht mehr berufen, und die Parlamente des alten Frankreich, in denen richterliche und politische Funktionen sich mischten, werden gleichfalls durch einfache Verwaltungsmassregeln lahmgelegt. Die alten Gewalten behielten wohl Titel, Einkünfte und Dekoration, denn dem Königtum kam es auf die Sache und auf die Macht an, nicht auf die Form; diese Realität aber war ausschließlich auf König und Beamtentum übergegangen. Es blieben wohl auch noch einige Trümmer der alten Gewalten, und im Vergleich zu der Konsequenz, mit der nachher die Revolution auf der Bahn der Zentralisation weitergeschritten ist, mögen es sogar noch stattliche Trümmer gewesen sein: eine Bresche in dem System bildeten sie sicherlich nicht. Während England und auch Deutschland diese Zentralisation so nicht entwickeln konnten, bedeutete sie in Frankreich die vollendete politische Entrechtung aller Privilegierten. Die lokalen Dienste, die der Adel bisher geleistet, sind an die Intendanten übergegangen, und die allgemeinen Dienste sind ihm ebenfalls abgenommen: die Ständeversammlungen sind in Verfall geraten, und der König nennt sich den einzigen Repräsentanten der Nation.

Die große geschichtliche Leistung dieses Systems ist niedergelegt in dem unergleichlichen Aufschwung, den Frankreich unter der Führung seiner goldenen Könige genommen hat; aber das System trug zugleich den Keim der Zersetzung in sich. Denn die Zentralisation nahm zwar dem Adel seine politischen Pflichten ab, beließ ihm jedoch seine sozialen und wirtschaftlichen Vorrechte; der König, der in dem Seigneur den Rivalen bekämpfte, hatte in

ihm den Besitzenden respektiert. Und aus dieser einen Tatsache, die in das innerste Wesen des Ancien Régime hineingeht, ergeben sich mit Notwendigkeit alle die verhängnisvollen Folgen, die zur Revolution führten. Denn auf diese Weise verlieren nun die sozialen und wirtschaftlichen Privilegien ihre geschichtliche und sittliche Rechtfertigung. Diese Privilegien stellten ja ihrer historischen Herkunft nach gleichsam die Bezahlung dar für die Leistungen, die der Adel im feudalen Staate übernommen hatte. Seigneur, Sire, Lord bedeuten ja wörtlich Vorkämpfer, Beschützer, Ernährer. Wenn der Adel die politische Führung zu Hause und in der Zentrale in der Hand hatte, wenn er die Verwaltung leitete und zu Gericht saß, den Krieg mit seinem Leib und Leben bestritt und für Sicherheit sorgte, so konnte er den anderen Ständen gegenüber, deren friedlichen Erwerb er also überhaupt erst ermöglichte, dafür als Entgelt eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Bevorrechtung beanspruchen. Nun aber hatten Rechte und Besitz die Ursachen überdauert, denen sie ihre Entstehung verdankten: aus begründeten Ansprüchen waren sie zu Sinecuren geworden. Und so erhebt sich die Frage nach ihrer Berechtigung; oder besser: wenn die Frage nach ihrer Berechtigung von der Vernunft gestellt werden sollte, dann ist der Boden bereitet, um diese Frage zu verneinen. Aus einer Aristokratie im wahren und großen Sinne des Wortes, aus einer geistigen und

politischen Führerin der Nation ist eine Kaste geworden, deren einzige Sorge die Erhaltung ihrer bevorrechteten Stellung betrifft. So hat nicht die absolute Größe der Privilegien zur Revolution hingeleitet — diese Vorrechte waren in England oder Deutschland mindestens ebenso groß; sondern das Königtum selbst hat also durch seine Zentralisation ganz unmittelbar der Revolution vorgearbeitet.

Und das Königtum ist auch darum wider Willen Begehrter der Revolution geworden, als es auf solche Weise das Vorbild gibt, wie man entrechtet und gleich macht. Das Königtum hat die soziale, rechtliche und wirtschaftliche Ungleichheit der einzelnen Stände konserviert, ja sogar noch gewaltig verstärkt: aber im Verhältnis zum Königtum waren alle Menschen unbedingt gleich; sie waren Untertanen, und die politische Differenzierung der mittelalterlichen Ordnung war nun verschwunden. Da lag der Schritt von der politischen zur rechtlichen Gleichheit nur einfach in der geschichtlichen Konsequenz: die Egalité der Revolution ist vom Ancien Régime unmittelbar vorbereitet, nur hieß es statt Untertanen jetzt Bürger. Und daß sich die Männer der Revolution selbst über diesen historischen Zusammenhang sehr klar waren, zeigt jener Brief Mirabeaus an den König, worin es heißt: eine einzige Klasse von Bürgern — diese Idee würde Richelieu gefallen haben. (Schluß folgt.)

## Walter Berg / Der Bauernkrieg im Bruchrain und in der unteren Markgrafschaft Baden.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Lage des Bauernstandes in Deutschland, nicht am wenigsten im Südwesten, äußerst drückend geworden. Die Macht des Feudalwesens und der Kirche war in den vorausgegangenen Jahrhunderten so gewachsen, daß die Bezeichnung der Bauern als „arme Lyte“ in jeder Hinsicht zutraf. Der Bauer war hof-, grund- und leibhörig, der Acker, den er bestellte, gehörte nicht ihm, sondern dem weltlichen Herrn oder der Kirche; demselben Herrn kam auch die Arbeit des Bauern größtenteils zugute. Aus den ehemaligen Grundherren einzelner Gebiete waren Landesherren geworden. Seitdem die Macht des Kaisers durch die häufigen und langjährigen Wahl- und Thronstreitigkeiten und die inneren Reichskriege immer mehr beschränkt worden war, hatte auch die Reichsfreiheit der kleinen Grundbesitzer, deren Recht und Freiheit unter Königssturz stand, ein Ende gefunden. Die Unsicherheit der öffentlichen Zustände, die Herrschaft des Faustrechts, das aller Veruche, es durch öffentlichen Landfrieden zu beseitigen, spottete, hatte die freien Bauern gezwungen, ihren Besitz von einem mächtigen, weltlichen Herrn oder der Kirche zu Lehen zu nehmen, um Sicherheit für Leben und Eigentum zu haben. Infolgedessen waren einzelne Grundherren mächtig und die Kirche reich begütert geworden. Die Lage der Leibeigenen, Hörigen und Zinsbauern hatte sich nach und nach kaum mehr erträglich gestaltet. Der letzte Rest von Recht und Freiheit hatte sich in die Städte geflüchtet. Die Steuern und Fronlasten waren immer schwerer geworden und drückten immer mehr. In den Städten sah der Bauer den gerade damals aufblühenden Wohlstand, der weltliche Grundherr prägte und schmelzte auf seinem Herrenhof, in den Klöstern, Abteien und Stiftern hatten bequemere Mühsiggang, reichlicher Lebensgenuss und Verweltlichung Platz gegriffen. Wenn er mit diesem Leben das seinige verglich, das so vielgeplagt und armselig war, wenn er erfahren mußte, daß die geistlichen und weltlichen Herrn ihm gegenüber treue Genossen waren zu dem Zwecke, ihn niederzudrücken, so ist es wahrhaftig kein Wunder, wenn tiefste Erbitterung und maßloser Haß sein Herz erfüllten und nach Entladung drängten, wenn er in seiner Verzweiflung zu dem einzigen Mittel griff, das ihm Hilfe zu versprechen schien, der rohen Gewalt, und wenn er in der Folge mit barbarischer Roheit und wilder Zuchtlosigkeit seine Rache nahm. Vorzugsweise richtete sich sein Grimm gegen die Kirche, ihre Anstalten und Träger. In der Grafschaft Stühlingen lautete die Frage in der Losung der Bauern: „Was ist das für ein Wesen?“ und die Antwort: „Vor Pfaffenweisen kann man nicht gewesen“. Aus dieser Gesinnung erklärt sich auch der Umstand, daß der seit Anfang des 14. Jahrhunderts lautgewordene Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern auch bei dem vielgeplagten Volke der Bauern lebhaftesten Widerhall fand und daß endlich das Auftreten Luthers und sein Wort von der Freiheit des Christenmenschen wie ein zündender Funke in den massenhaft vorhandenen Brennstoff fiel. So schrieb z. B. der Bauernführer Maler von Stühlingen im Juni des unheilvollen Jahres 1525: „Unser ganzes Vorhaben ist von Anfang an nichts anderes gewesen, als das heilige Evangelium zu erhöhen, damit dasselbe pur, klar und ohne menschliche Zusätze gepredigt werde“. Es ist hier

nicht der Ort, auf die vielfach behandelte Frage, ob die Kirchenreformation an der großen Erhebung der Bauern die Schuld trage, näher einzugehen. Allerdings ist es klar und war unvermeidlich, daß die Lehre von der evangelischen Freiheit, von schwärmerischen Predigern falsch verstanden, die urteilslose, tief erregte Menge zu mancherlei verkehrten Deutungen und zu mißbräuchlicher Anwendung führte. An vielen Orten traten die Geistlichen selbst an die Spitze der Aufständischen, so die Pfarrer Eisenhut, Florian von Eichstetten, Andreas Mehaer in Oberimlingen, Hans Wehe von Ulm u. a. m. Hauptächlich der evangelische Prediger Balthasar Hubmeier von Waldshut, der in der Stadt und im nahen Hohenwalde als ein Prophet verehrt wurde, verlor bald die Besonnenheit und Mäßigung, die er anfangs zeigte, versiel in schwärmerische Träumereien, predigte den schroffsten politischen Radikalismus und verkündete offen, bald werde ein neues Jerusalem erscheinen. Er ließ die Altäre aus den Kirchen entfernen, die Bilder und Kreuze verbrennen und zertrümmern und eine ganz neue Ordnung aufstellen, besonders seitdem Thomas Münzer, das Haupt der thüringischen Wiedertäufer, fünf Monate lang vom Elß bis zum Bodensee sein unheilvolles Wesen trieb. Auch nicht wenige, den Klöstern entlaufene Mönche warfen ihre Klitten ab und schlossen sich den Bauern an. Aber endlich muß doch gesagt werden, daß niemand entschiedener und lauter, ja leidenschaftlicher gegen die Bauern sprach und schrieb als gerade Luther, und daß gerade da, wo seine Lehre sich festgesetzt hatte, das Volk der Bauern in Ruhe blieb. Und dann waren doch schon mancherlei Bauernerhebungen vorangegangen, wie z. B. die religiös gefärbte des sogenannten heiligen Finglings (Hans Böheim) von Nilschhausen bei Wertheim (1476), ferner in Unter Schwaben, im Allgäu und in den Niederlanden (1491 und 92), im Elß (1493), im Bistum Speyer (1502 und 03), im Breisgau (1519), in Schwaben (1514), in Krain (1515), in der windischen Mark (1517) und im Tobnauer Tal (1518). Alle diese Verbindungen und Erhebungen der Bauern trugen aus unter dem Namen „Bundschuh“ und „Armer Konrad“ (schwäbisch koun Rat, d. h. kein Rat). Diese Namen und der bittere Scherz der aufständischen Bauern, ihre Güter läge „in Nirgends“ und ihre Heimat sei auf dem „Hungerberge“, lassen genügend erkennen, daß die Wurzeln der Empörung vorzugsweise auf dem Boden der materiellen Verhältnisse zu suchen sind.

Die Erhebung der Bauern im Jahre 1502 gegen den Bischof Ludwig von Speyer war eins von den Vorpielen des großen Aufstandes, der dreiundzwanzig Jahre später ausbrach. Im April des genannten Jahres brachte ein Fuhrknecht aus der Markgrafschaft Baden, namens Lux (Laux) Napp, dem Bischof, der zu jener Zeit in Udenheim, dem heutigen Philippsburg, weilte, die Nachricht, es habe sich unter den Bauern der Orte Bruchsal, Kislau, Grombach, Pöhligen, Weingarten, Erzingen usw. bis Pforzheim ein Bundschuh gebildet; man beabsichtige, Bruchsal, Udenheim, Bretten, Maulbronn usw. zu überfallen, den Edelleuten und Geistlichen Gesehe vorzuschreiben und die Widerstrebenden zu töten. Zuerst wollte man gegen den Bischof von Speyer und den badischen Markgrafen (Christoph I.) ziehen; am Vorabend vom St. Georgen-Tag sollte der Aufstand in

Bruchsal beginnen, dessen Bürgerchaft zur Hälfte mit den Bauern im Einvernehmen sei. Die gleiche Nachricht gelangte an den Straßburger Bischof und an den Markgrafen von Baden. Anfangs glaubte der Bischof Ludwig nicht recht an die Sache. Aber Luz Napp kehrte wenige Tage danach wieder zurück und bat ernstlich, man möge seine Warnung nicht verachten. Auch hatte ein gewisser Theobald, von Neudorf bei Graben, dem Amtmann des Bruchrain, Peter Nagel von Dirmstein, eine ähnliche, höchst bedenkliche Nachricht gebracht, welche dieser seinem bischöflichen Herrn mitteilte. Unter diesen Umständen entschloß sich der Bischof Ludwig zu scharfen Maßregeln. Es kam zu Verhaftungen und Verhören, und die Anwendung der Folter lieferte umfassende Geständnisse. Zehn Bauern von Bruchsal, Grumbach und Mingolsheim wurden zuerst enthauptet, dann gevierteilt, drei des Landes verwiesen, andere mit dem Verluste der Finger und Geldbußen bestraft. Viele hatten sich rechtzeitig der Strafe durch die Flucht entzogen, unter ihnen die Räubersführer, Jost Fritsch von Untergrumbach, der noch 1525 im südlichen Schwarzwald eine bedeutende Rolle spielte, und Bernhard Wendel von Föhlingen. Nachdem die Strafe erfolgt war, übte der Bischof Gnade. Der Warner Luz Napp erhielt später als Dank eine „Stulbrüderpfund“ in Speyer. Die markgräflich-badischen Untertanen scheinen nur wenig an dem geplanten Unternehmen beteiligt gewesen zu sein.

Aber Ruhe gab es trotzdem nicht, die Gärung nahm im Gegenteile zu und dehnte sich immer weiter aus. Schon Anfang 1524 zeigten die Bauern der Abtei Reichenau eine drohende und widerpenfente Haltung, im Mai weigerten sich die hauensteinischen Bauern, die aus reichsfreien Grundbesitzern nach und nach unter die Herrschaft des Klosters St. Blasien geraten waren, fernerhin den Zehnten an ihre Herrschaft zu zahlen. Ungefähr gleichzeitig bereiteten die von ihrem gewalttätigen Herrn, dem Grafen Felix von Werdenberg-Selligenberg, schwer gereizten Hörigen den Aufstand vor. Auch gegen den Abt von Rempten stand das gedrückte Volk auf dem Sprunge. Zum Hauptausbruch kam es im Juni in der Grafschaft Stühlingen gegen den Grafen Sigmund von Lupfen. Dieser Grundherr hatte seine Bauern mit Fronen und Jagden, mit Gefängnis-, Leibes- und Geldstrafen überaus schwer geplagt, und seine Frau und die Töchter hatten sie an Feiertagen und zur Zeit der dringendsten Arbeit in frevelhaftem Uebermut als Jagdhunde und zum Sammeln von Schnecken verwendet, deren Gehäuse sie als Garnwickel gebrauchten. Wie lautes Feuer flammete der Aufstand in ganz Schwaben, Elsaß, Lothringen, Franken und Thüringen auf. Im Hegau, im Februar 1525, schürte übrigens jener Jost Fritsch von Untergrumbach, der Flüchtling von 1502, bekannt als „der Mann im grauen Barte“, den Brand. Er hatte sich „allewege hören lassen, er könne nicht eher sterben, der Bundschuh habe dann zuvor seinen Fürgang erlangt.“

Schon frühzeitig, am Palmsonntag, den 8. April 1525, brach der Aufruhr auch unter dem Bauernvolk der unteren Markgrafschaft Baden und des Bruchrain, das besonders mit der Herrschaft der Klöster Gottesau und Herrenalb sowie des Speyerer Domkapitels unzufrieden war, in hellen Flammen aus. Die markgräflichen Bauern aus Böfingen, Berghausen usw. zogen im Verein mit den Unzufriedenen aus dem Bruchrain, etwa 2500 Mann stark, vor Durlach, dessen Einwohner zum großen Teil mit ihnen einverstanden waren. Der markgräfliche Amtmann wurde abgesetzt und ins Gefängnis geworfen und die Tore wurden den Bauern aufgetan. Von da ging der Haufe nach dem Kloster Gottesau. Es wurde geplündert und so gründlich verwüstet, daß es dreiundzwanzig Jahre lang, bis 1553, unbewohnt blieb. Der Markgraf Philipp, ein Sohn Christophs I., der bei der Erbteilung die Gebiete Baden, Durlach, Altensteig, Halß Eberstein, Lahr, Malsberg und Geroldssee erhalten hatte, verhandelte durch Kistan von Bernwagen zuerst fruchtlos mit den Bauern, bemächtigte sich dann des Dorfes Berghausen im Pfingstal, des Mittelpunktes der Empörung, und verbrannte daselbst drei Häuser. Diese Maßregel rief einen augenblicklichen Schrecken hervor, die Bauern ließen auch auseinander, aber die Ruhe hielt nicht lange vor.

Während dieser Ereignisse waren die Bauern im Bruchrain losgebrochen. Sie hatten sich bei Malsch am Blebenberge oder Lehenberge versammelt und erhielten dort von Mingolsheim und anderen Orten viel Zuzug. In Udenheim wurde der bischöfliche Faut (= Vogt, Amtmann) von Kislau angewiesen, die Bauern in gütlicher Weise an ihre Pflicht zu mahnen. Er tat es, aber ohne Erfolg. Da versuchte der Faut des gesamten Bruchrain, Hans von Bühl, die Ruhe herzustellen. Er rückte mit Reitern und pfälzischen Landsknechten sowie Leuten aus Bruchsal, die sich der Bauernbewegung nicht angeschlossen hatten, aus, gelangte in die Gegend von Ubstadt und Sietsfeld, mußte aber umkehren, da Verrat von seinen eigenen Leuten drohte. Es war, wie der Chronist sagt, „eine zugerichtete Meuterei, also daß der Vogt entrinnen müssen, und sind aus derselben Meuterei und Praxtik die Bauern vom Bruchrain denen am Blebenberge zugezogen, wodurch der Haufen sich fast gemehrt“. Da der Bischof Georg von Speyer, Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, die von dem selbst bedrängten

Markgrafen Philipp erbetene Hilfe nicht erhalten konnte und die pfälzische Unterstützung noch nicht da war, ließ er mit den Bauern im Walde von Kronau verhandeln und richtete an sie ein Schreiben mit dem Ansuchen um freies Geleit, damit er sich persönlich mit ihnen besprechen könne. Das war am Sonntag Quasimodogeniti, den 23. April. In der Nacht, noch bevor er die Antwort erhielt, erfuhr er durch den Faut vom Bruchrain, daß die Bauern sich der Orte Bruchsal, Kislau, Rotenberg u. a. m. bemächtigt hätten. In dem Bewußtsein, im eigenen Lande nicht mehr sicher zu sein, da auch die Udenheimer schwierig wurden, begab er sich noch in der gleichen Nacht nach Heidelberg. Von dort erließ er eine „anädliche Schrift“ an die Bauern, worin er sie nochmals an ihre Pflicht erinnerte und ausführte, „wenn sie einige Beschwerde hätten gegen seine Person und Diener oder sonst etwa, so wolle er solche anhören und nach Befund der Sachen die gebührenden Mittel vorsehen, damit sie spüren möchten, wie seine Gnade ihnen geneigt sei“. In der Antwort der Bauern hieß es: „wenn er auf die zwölf Artikel mit ihnen handeln wolle, würden sie sich autwillig finden lassen; inzwischen sei ihre Meinung, „dem beschornen, faulen Haufen“ (seine recht kräftige Bezeichnung der ehrwürdigen Geistlichkeit!) weder Zehnten noch Gülten, Zins und Wucher zu geben“. Inzwischen war der Geleitsbrief für Bischof Georg angekommen, und Bruchsal wurde zur „Wallstatt“, d. h. zum Verhandlungsorte, bestimmt.

Unterdesen waren die Bauern in die Markgrafschaft eingedrückt, hatten Durlach zum zweitenmal genommen, Gottesau abermals heimgesucht, in Langensteinbach den Herrenalber Mönchshof geplündert und verheert und rühten, durch die Scharen der aufständischen Markgräflichen verstärkt, nach dem Kloster Herrenalb. Auch Durlacher befanden sich bei dem Haufen, war doch auch der Durlacher Stadtschreiber, Meister Heinrich, einer ihrer Anführer. Am Freitag, den 28. April, ritt der Bischof mit Gefolge wieder von Heidelberg ab und gelangte über Untergrumbach nach Durlach, wo ihn der Amtmann Wilbhan von Nunc mit zahlreichen Einwohnern ohne Waffen vor dem geschlossenen Tore empfing. Dann ritt der Bischof nach dem verwüsteten Langensteinbacher Mönchshofe und von da nach Herrenalb. In der Nacht zum Samstag kam er dort an. Die Klosterknechte ergaben sich den Bauern, beschworen die ihnen vorgelesenen zwölf Artikel und schlossen sich den Bauern an. Nun kam der oberste Anführer des Haufens, Friedrich Bürn, Bürger und Ratsherr von Durlach, empfing den Bischof, führte ihn zu einem Strohlager in die Abtkammer und ließ ihn dort durch Hauptleute bewachen. Darauf wurde das Kloster „jämmerlich und unchristlich“ verwüstet. Bücher und Schriften wurden zerissen und zerstreut, alles Gerät zer schlagen, den Wein, den man nicht trank, ließ man in die Keller laufen, also daß „eine Gans dreier Wochen alt darin heil moen ungeorunt der Erden schwimmen“. Am anderen Morgen, Sonntag Misericordia, als die Raserei sich ausgetobt hatte, begannen die Verhandlungen, zugleich auch für Baden und Pfalz. Der Vorkühner für den Bischof war zuerst Bernhard Göler von Ravensburg; für die Bauern sprach der Bruchsaler Stadtschreiber Johannes Hoyer, nach anderem Bericht der Meister Heinrich von Durlach. Die Bauern ließen erklären, sie wollen den Bischof als ihren Herrn anerkennen und behalten, aber er solle schwören, nach dem heiligen Worte Gottes und dem Evangelium zu regieren; sie würden nach Speyer ziehen, um dort „die Pfaffenmeister, die so lange Jahre her mit großem Schaden der Armen erhalten worden“, zu zerstreuen; Zehnten, Zins und Gülten wollten sie ferner nicht geben und die Pfaffenstrafen, auch „fürter nicht zwölf und das ganze Kapitel zu Speyer zu Herren haben, sondern nur Einen“. Der Bischof gab teilweise ihrem Verlangen nach, indem er ihnen überließ, Prediger anzustellen, die das Wort lauter und nach dem Evangelium predigen sollten, und bat nur, das Domkapitel zu schonen. Das Ergebnis der Verhandlungen war also gleich null. Was Baden anlangte, so versicherten die Bauern, „sie seien zwar in des Markgrafen Unquade, hätten ihm aber geschrieben, daß ihr Fürnehmen ihm nicht zuwider sei.“ Auch Frauenalb wurde verwüstet. Noch am Sonntage ritt der Bischof wieder ab und traf am 1. Mai in Heidelberg ein. Unterwegs, als ihm in Stettfeld ein Trank gereicht wurde, kam der Bauer Paul Döpf mit dem Spieß in der Hand zu ihm und fragte ihn höhnisch, wie ihm das alles gefalle, worauf der Bischof erwiderte: „Besser als im Aufeng“.

Von nun an wohnte der Bischof meist wieder in Udenheim. Im Bruchrain wechselten Unterhandlungen und Unruhen. Am 8. Mai wurde ein Vertrag zwischen den speyerischen und markgräflichen Bauern einer- und der Pfalz andererseits geschlossen, und die Bauern zogen in ihre Heimatsdörfer ab, aber sie trieben in einzelnen Haufen, die keine gemeinsame Führung hatten, ihr Wesen weiter, und diese Einzelhaufen achteten die Abmachungen anderer Haufen in keiner Weise. In der Zwischenzeit hatte der Kurfürst Pfalzgraf Ludwig in Verbindung mit dem Erzbischof von Trier und dem Bischof von Würzburg ein Heer gesammelt, mit dem er Heidelberg am 23. Mai verließ. An demselben Tage hatte der pfälzische Marschall Wilhelm von Habern den Lehenberg genommen und Malsch, den Hauptstich der bruchrainischen Empörer, samt der Kirche niedergebrannt,

wobei einige Bauern erstochen wurden. Nun ging es rasch dem Ende zu. In Kislau wurde am 24. Mai eine Anzahl Bauern enthauptet, andere wurden gefangen nach Heidelberg gebracht. Am Himmelfahrtstage, den 25. Mai, kamen bruhrainische Abgesandte aus dem nicht am Aufstande beteiligten Walbstadt, ferner aus Kirrlach, Udenheim, Ober- und Untergrombach, Föhlungen und andern Orten nach Heidelberg und flehten den Bischof an, sich für sie bei dem strengen Kurfürsten verwenden zu wollen. Er erteilte ihnen den Rat, „angeheimlich zu bleiben und sich nicht weiter aufwägig machen zu lassen, sondern wo der Pfalzgraf bei ihnen erscheinen würde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; er, der Bischof, werde alsdann gerne ein gutes Wort für sie reden“. Am demselben Tage ließ der Kurfürst den Bischof auffordern, Bevollmächtigte nach Bruchsal zu schicken, wo er selbst mit den Abgeordneten des Schwäbischen Bundes eintreffen werde. Bischof Georg entsandete den Faut von Lauterburg, Balthasar von Rosenberga, und den Faut des Bruhrains, Hans von Bühl. Als sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, hielten der Kurfürst und bald nach ihm die Hauptleute des Schwäbischen Bundes ihren Einzug. Der Kurfürst ließ sofort den Pfaffen Eisenhut von Eppingen, den Hochheimer Bauernhausen geführt, die Burg Steinsberg verbrannt und die Orte Heidelberg, Hilsbach und Eppingen erobert hatte, nebst einem andern Geistlichen und vier Bauern vor dem Schlosse enthaupten. Tags darauf ließ er etwa siebzig Bauern und auch Bruchsaler Bürger in ein so enges Gefängnis legen, daß viele von ihnen über Nacht erstickten, und forderte von dem Landvolke einen Schadenersatz von 40000 Gulden. Am Samstag, den 27. Mai, fielen abermals fünf Köpfe unter dem Beile des Nachrichters. Die übrigen Gefangenen wurden begnadigt, „wiewohl sie gleich schuldig gewesen und nicht anders geglaubt, als daß sie auch sterben müßten“. An dem gleichen Tage lieferten die Bauern von Knauendenheim (heute Huttenheim) die Anführer Friedrich Wurm und Hans von Hall nach Udenheim ein und die Bauern der Kemter Bruchsal, Grombach, Rotenberg und Udenheim, zusammen von 32 Orten, unterwarfen sich dem Kurfürsten. In der Untermerkungsurkunde versprachen sie, die geforderte Summe, für die sich die Vermöglichen aus den einzelnen Ortschaften verbürgten, zu zahlen, die Waffen abzugeben und die Flüchtlinge nicht zu schützen, sondern auszuliefern; ferner entbanden sie den Bischof aller seiner bisher gegebenen Zusagen und leisteten Abbitte für ihre Uebeltaten. Am 29. Mai waren die oben genannten Bauernhauptleute Friedrich Wurm und Hans von Hall nach Heidelberg gebracht worden. An diesem Tage traf dort auch der mark-

gräflisch-badische Amtmann von Stollhofen, Bernhard von Eudingen, ein und überbrachte einen Brief des Markgrafen Philipp, worin derselbe die Uebeltaten der Bruhrainer Bauern aufzählte, sie für die Verführung der markgräflichen Untertanen verantwortlich machte und noch besonders strenge Bestrafung forderte. Da aber der Bischof unterm 2. Juni für die schon hart bestrafte Nachsicht erbat, beruhigte sich der Markgraf bei dem ergangenen Urteil, „indem er sich freundlich verhalte, der Pfalzgraf werde die Bruhrainischen anhalten und vermögen, ihm für den zugefügten Widerdruck, Schaden und Nachteil einen billigen Abtrag tun“. Während nun der Kurfürst im Odenwald, in Franken, in der Pfalz und im Rheingau die Aufständischen niederwarf, beruhigte Bischof Georg sein eigenes Gebiet und ließ durch seinen Bevollmächtigten, den Schenken von Erbach, vor der Stadt Bruchsal, Altenburg und Grombach, anderen Tages bei Mingselsheim für die hiesigen Untertanen aus Udenheim, Rotenberg, Kislau und Odenheim die neue Huldigung entgegennehmen.

Markgraf Philipp hatte bei der Verständigung mit seinen Untertanen eine leichtere Arbeit. Denn er war ein gerechter und wohlwollender Fürst und hatte schon immer den Forderungen der Zeit, namentlich auf kirchlich-religiösem Gebiete, Rechnung getragen. Die Erhebung seiner Bauern hatte daher von Anfang an mehr den Klöstern und Stiftern gegolten, war aber auch da viel weniger erbittert und andauernd gewesen als bei den benachbarten Bruhrainern. Am 25. Mai wurde der Vertrag von Menschen geschlossen, in dem der Markgraf die Entwaffnung der Auführer, eine Geldstrafe von sechs Gulden für jede Herdstatt, erneute Leistung des Untertaneneides, Schadenersatz, Wiederherstellung der früheren kirchlichen Verhältnisse, die Unterlassung von Versammlungen, auch von Kirchweihen usw., bestimmte. Strafen an Leib und Leben wurden nicht verhängt, und diese Menschlichkeit gereicht dem Markgrafen zur größten Ehre, um so mehr, als Fürsten und Adel sich meist ganz anders verhielten. Wohl hatten die Bauern Klöster und Schlösser beraubt und niedergebrannt, auch Blut hatten sie vergossen, im großen und ganzen aber doch nur selten. Aber als nun ihr Zustand niederbrochen war, nachdem sich viele Haufen freiwillig ergaben, andere sich verlaufen hatten und selbst die kämpfenden verhältnismäßig leicht und mit wenig Verlust auseinandergejagt waren, meckelten die Herren vom Adel und die Fürsten sie mit Unmenschlichkeit nieder. Und dabei war doch ihre grauame Härte selbst schuld an der Verzweiflung der Bauern gewesen. Wahrlich, eine unedle Rachel!

## W. G. D e s t e r i n g / B a d i s c h e B ü c h e r s c h a u.

Nr. 24.

Die Bücherschau hat aus äußeren Gründen notgedrungen eine Zeitlang aussetzen müssen. Dazu gehörte der Stoffmangel. Zwar sind immer noch reichlich Bücher erschienen, die für unsere Zusammenfassung in Betracht kämen, aber sie gingen uns teils überhaupt nicht oder nicht rechtzeitig zu; teils sind sie schon einer einzelnen Besprechung unterzogen worden und fallen nicht mehr in den hier gesteckten Rahmen.

Wilh. Weigand, den zu Giffelsheim bei Tauberbischofsheim geborenen, in München lebenden Dichter, haben wir das letzte Mal kurz erwähnt. Sein Roman Die Vöffelsteleze (München, Georg Müller) verdient aber eine ausführlichere Würdigung. Er ist ein groß angelegtes, mit reifer Kunst und starker Lebenserfahrung erfülltes Werk, das sich in die Reihe der gewichtigen deutschen Erziehungsromane stellt. Die Lehrhaftigkeit seines Problems (die Erziehung des jungen Anselm von Vöffelsteleze durch Eltern, Onkel und vor allem durch das Leben) wird zwar mit einer zuchtvollen Folgerichtigkeit durchgeführt, dabei aber Menschen und Vorgänge so lebendig und eindringlich behandelt, die Fäden so kunstvoll verwicklungen, daß die wohlige Spannung den Leser ergreift und gleichzeitig die beruhigende Gewißheit ihn erfüllt, von der Hand eines überlegenen Geistes auf diesen Schicksalspfaden geführt zu werden. Die Klugheit Weigands, seine fränkische Reizung zur Ironie und zur scherzhaften Lebensphilosophie hebt vor allem die Gestalt des Onkels Clemens heraus, der als geistvoller Kopf das Leben glossiert, das er einmal gründlich kennen gelernt hat, um es nun aus der Entfernung zu betrachten. Die Jugendgeschichte dieses Onkels führt in den Taubergrund, in die Nähe jenes geistigen „Frankenthal“, das für Weigand dieselbe Bedeutung hat wie Seldwyla für G. Keller. Aus Frankenthal stammt das Geschlecht der Vöffelsteleze, dem wir dann in Nürnberg, München, Rom usw. begegnen. Eine Fülle von Männern und Frauen aus dem gesellschaftlichen Leben und aus den Volksschichten rollen ein vielseitiges Bild der Künstlerstädte an der Isar und am Tiber auf. Weigand erzählt als gewissenhafter Künstler und als weltkundiger Mann mit einem gleichmäßig gepflegten Stil und einer sicheren geistigen Ueberlegenheit, die seinen Roman zu einem vollkommenen Genuß machen. Er ist ein Kenner

und Könner voll hoher Qualitäten, dabei ein vielseitig interessierter und gebildeter Mann, dessen geistiger Reichtum diesem Buch voll zugute kommt. Es wird sich neben „Die Frankenthaler“, das schon einen klassischen Namen errungen hat, ebenbürtig stellen.

Unter den Reclam-Bändchen (die jetzt notgedrungen auch teurer geworden sind) ist eine sehr genutz- und aufschlußreiche Lebensbeschreibung von Scheffel aus der Feder Edmund v. Sallwürks erschienen. Mit psychologischer Schärfe analysiert er die Persönlichkeit des Dichters, seine Familien- und Lebensumstände, das Pathologische in seinem Wesen schon fröhe erfassend. In stets anregendem, immer aufs Wesentliche gerichtetem Erzählerton berichtet er über die einzelnen Lebensabschnitte und den inneren Zusammenhang der Werke mit Scheffels Schicksalen. So entsteht neben dem biographischen das geistige Lebensbild des Dichters in harmonischer Gleichstimmung. Bei den einzelnen Werken geht Sallwürk auf deren Entstehung und oft verwickelte Ausarbeitung ein. Hier kamen ihm die Bestände aus dem Nachlaß im Karlsruher Scheffel-Archiv zugute mit ihren Urchriften, Entwürfen, Briefstellen, Notizen usw. Auf Grund dieser und der von Krenser veröffentlichten Quellen entwirft er z. B. einen sehr klaren Abriß des Wartburg-Romans, den Scheffel nicht mehr zu Ende führen konnte. Mit ihm stehen der Juniperus, Frau Aventure und die Bergpalmen in engem Zusammenhang und geben zusammen mit den Bruchstücken des Meisters Konrad eine deutliche Vorstellung von den Absichten Scheffels, die freilich so hoch und weit gesteckt waren, daß sie über seine Kraft gehen mußten.

Wenn man Scheffel nennt, stellt sich auch das Gedächtnis an seinen Freund, Zeitgenossen und Tobliner Kastell-Mitbewohner, den Maler Anselm Feuerbach ein. Dessen Leben, Briefe und Aufzeichnungen hat Karl Quenzel jetzt in einem inhaltsreichen und auch umfangreichen Band vereinigt (Leipzig, Hesse & Becker) und ihn mit Abbildungen nach des Meisters berühmtesten Bildern schmücken lassen. „Das Vermächtnis“ von Feuerbach, das seine aufopferungsvolle und edle Stiefmutter herausgegeben hat, ist bekanntlich ein von ihr zum Ruhm des Sohnes kunstvoll zurecht geschmittenes Buch. Als solches hat es viele Tausende mit der stolzen Gestalt Feuerbachs be-

kannt gemacht. Das Duenzelsche Buch aber wird das Leben, Schaffen und Leiden des klassischen Malers, wird seine hohe Geistigkeit, seine lebhaft erregte Natur, kurz seine ganze Persönlichkeit noch unmittelbarer, vielseitiger, gründlicher und weniger einseitig zur Geltung bringen. Außer einer Einführung des Herausgebers zu den einzelnen Lebensabschnitten läßt es den Künstler, der nicht nur mit dem Pinsel, sondern auch mit der Feder umzugehen wußte (man denkt an Trübners „Prinzipien“) in seinen Briefen, Aufsätzen und Randbemerkungen selber zu Wort kommen. Dabei wurde manch verborgenes Stück aus alten Zeitschriften herbeigeholt und in Anmerkungen jede wünschenswerte sachliche Erläuterung gegeben, ferner aus den Werken des Vaters und Großvaters Feuerbach einiges abgedruckt, um die geistige Atmosphäre zu verdeutlichen, in der Anselm herangewachsen ist.

Ueber einen „modernen“ Maler, den aus Freiburg stammenden Rudolf Großmann hat Wilh. Hausenstein einen Essay veröffentlicht (Leipzig, Klinckschmidt & Biermann, 4 Mk.). Dreißig Abbildungen nach Gemälden und Radierungen geben einen Begriff von des Künstlers Schaffen, das eine nervöse Note nicht verleugnet. Der Text ist mit einer geistreichen Sprichigkeit geschrieben, die nicht hilt und nicht holt sagt, allerlei Kunstbeziehungen aufspürt, die Fäden wieder fallen läßt, und im ganzen zum Schaffen Großmanns wenig Wesentliches mit viel Aufwand vorbringt. Die kurze Selbstbiographie des Malers und die Proben seiner Kunst geben mehr und machen den eigentlichen Wert des Bändchens aus. (Hausenstein ist übrigens sonst ein geistvoller Kunstschriftsteller, aber hier ließ er sich einmal zur literarischen Seiltänzerei verführen.)

Den modernsten literarischen Problemen geht Edm. von Salkmürk, der oben Genannte, in einer feinsinnigen Studie nach, betitelt „Der Weg zum literarischen Expressionismus“ (Langensalza, Vener). Sehr klug und voll treffender Erläuterungen zeigt er die Folgerichtigkeit der literarischen Entwicklung, von Klopstock anfangend über Goethe, Romantik, Impressionismus und Naturalismus vorschreitend. Gesetzmäßigkeiten werden nachgewiesen und an überzeugend gewählten Beispielen die Eigenart, die Neuheit und Bereicherung der jeweiligen literarischen Eroberung erläutert. Metaphysische Sehnsucht nach Erkenntnis brennt in den Werken des Expressionismus, welcher zufolge dem Gesetz vom gegenständlichen Mythos im Geistesleben auf den naturalistischen Impressionismus kommen mußte. Damit verquicken sich andere Ideologien, wie die des Pazifismus und dergl. Expressionisten sind Gefühlspolitiker, die von einem erträumten Menschen-Ideal ausgehen.

Ins Gebiet der sachlichen, ganz realen, oft nüchternen Politik führt der zweite Band von Joh. Fischart, Das alte und das neue System (Berlin, Desterfeld, 18 Mk.). In oft geistvoller, journalistisch gewandter, scharfsäugiger und psychologisch anpackender Weise werden hier die Profile der Männer aus der Uebergangszeit mit feinen Strichen und wichtiger Pointierung festgehalten; neben dem Politischen ist das Rein-Menschliche oft in seiner Größe, noch öfter in seiner Schwäche herangezogen. Der Verfasser freut sich an Schlaglichtern, die grell und einseitig beleuchten. Von Badenern ist Fehrenbach und Gustav Vandauer vertreten. — Sein Buch politischer Kritik hat Kurt Amend Das alte System betitelt (Karlsruhe, Braun). Aus der Erfahrung des langjährigen Publizisten, der mitten in den Ereignissen steht, und mit der Schulung des Historikers betrachtet er das wilhelminische Zeitalter, die Persönlichkeit des Kaisers, die Wege seiner Diplomatie und Bürokratie. Der Verfasser verarbeitet hier seine Erkenntnisse zu einem politischen Volksbuch, das den Fortgang des demokra-

tischen Staates bereiten hilft. — Zeitlich etwas zurück liegt das Buch des Redakteurs Adam Roeder, Konservative Zukunftspolitik, das sich heute noch mit Interesse liest. Auch Roeder kritisiert, und zwar besonders die Fehler seiner Partei, die aus einer falschen Gesinnung herausquellen. Er möchte die christliche Weltanschauung zum Eckpfeiler ihrer Grundsätze machen, und da findet er warme und packende Worte. Aber ob Theorie und Wirklichkeit sich finden? In Roeders eigener Brust wohnen auch zwei Seelen. — Der Vollständigkeit halber erwähne ich die Quellenammlung zur politischen Geschichte der Jahre 1848 und 1849, die Dr. Lautenschlager gesammelt und mit verbindendem Text versehen hat (Konstanz, Neuf & Jtta), sowie meine Darstellung der Ereignisse beim „Msturz 1918 in Baden“, diesem wichtigsten Ereignis aus der jüngsten Geschichte unseres Landes.

Auf freundlicheren Boden begeben wir uns mit den Kalendar-Geschichten von H. Württenberger (Karlsruhe, Braun), die es wieder einmal wahr machen, daß Baden das echte Kalender-Land ist. Schlicht, volkstümlich, gefühlvoll und humoristisch kommt uns Württenberger in den einfachen Schicksalen aus dem Leben der Bauern. Er kennt sie, ihre Art und ihre Arbeit. Mit einem gesunden Realismus blickt er aus klugen und guten Augen in das Getriebe, das immer wieder neue Abwandlungen im alten Geleise bringt. Sein Stil ist volkstümlich und voll echter, kernhafter Wendungen, die von dem Papierdeutsch der städtischen Umgangssprache noch nicht angekränkt sind.

Unter den Köpfen, die dem Badenervolk sein mannigfaltiges Wesen eindringlich vorführen und die Kräfte der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar machen wollen, stehen die führenden Männer des Vereins „Badische Heimat“ mit an erster Stelle. Ihrem Unternehmungsgeist danken wir in diesen wirren Zeiten manche besinnliche Stunde der Einsicht. Zu den bisherigen Mitteln, ihr kulturpolitisches Programm zu verwirklichen, nämlich den beiden Zeitschriften „Mein Heimatland“ und „Badische Heimat“ tritt nun ein neues Unternehmen in den von Prof. Wingenroth herausgegebenen Flugblättern „Vom Bodensee zum Main“. Die Form des Flugblatts ermöglicht eine ausgiebige Verbreitung und eine zwanglose Erscheinungsweise. So können die mannigfaltigsten Themen jeweils von kundiger Hand bearbeitet und anschaulich gemacht werden. Es gibt noch viel ungehobene Schätze im engen Vaterland, die es verdienen, hervorgeholt und unserer Erkenntnis, unserer Heimatliebe nahe gebracht zu werden. Die literarischen Absichten der Selbst-noten Bücher werden so nach der Seite des Volkskundlichen hin aufs schönste und, hoffen wir, auch aufs wirksamste unterstützt. In der Tatsache, daß zwei solche Unternehmungen (neben denen man als Ergänzung den neuen „Schwäbischen Bund“ nennen mag) gerade jetzt ans Licht treten, liegt ein erquickender Beweis von ungebrochener geistiger und stammestümlicher Kraft. Hier sind Quellen, aus denen Gesundung kommen muß. Die neuen Flugblätter, sechs an der Zahl, über die Zukunfts-Bruttler schon berichtet hat, sind von der Müllerschen Hofbuchhandlung mustergültig ausgestattet. Der Preis ist demgemäß nicht ganz so gering, wie er zum Begriff Flugblatt passend wäre. Aber die Groschen-Billigkeit ist überhaupt dahin. Und wenn man die Tenierung auf allen Gebieten vergleicht, sind Bücher verhältnismäßig weniger gestiegen als andere Waren. Wir wünschen deshalb unserem Volk, daß es hier, wo es sich um die Darlegungen seines Wesens handelt, wie es nun einmal aus seinem Boden erwachsen ist, sich nicht passiv, sondern wirklich aufnehmend und empfangsbereit verhalte. Dem Badenerland ist im Südwesten die Rolle der Westmark des Deutschen Reichs zugefallen. Da heißt es auf dem Posten stehen, vom Bodensee zum Main. Es geht um uns!

## Karl Winterfeld / Der Bergsee.

Kurt Mühlen weilte diesen Sommer zum erstenmal in den Alpen. Er war vom Rheine her mit großen Erwartungen gekommen, sah sich aber enttäuscht und hatte sich die ersten Tage gar nicht wohl gefühlt. Sein an die langen, sanftgestreckten Hügel seiner Heimat gewöhntes Auge fand nicht gleich den rechten Maßstab für die Bergmassen, die ihn hier umgaben. Eingeeengt und bedrückt fühlte er sich durch diese ragenden Wände, die ihm den Himmel zu versperren schienen, ihm nur scharf umrissene, eng umgrenzte Ausblicke ließen.

Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Bald wußte er, daß er auch diese schroffen, rauhen Bergzüge, diese kalten, nackten, wirt zerrissenen Felsen, diese Ausschnitte von hartem, leuchtendem Blau darüber werde lieben können. Und hinauf zu den Höhen zog es ihn. Bei diesem Klettern und Steigen, diesem Rasten und

Ruhen auf hochgelegenen Matten und mühsam erkämpften Gipfeln, nur den freien Himmel über sich, fühlte er, wie er innerlich wuchs, wie sich langsam etwas in ihm aufreckte und ihn freier und stärker machte. Tief unter ihm lag, was ihn in der Heimat bedrückt hatte, versunken waren Alltagsorgen und Dumpsheit. Und seine Seele, einmal geweckt, regte kräftig ihre Schwingen und schwang sich jubelnd hinauf über die Höhen in die weiten, freien Räume.

Gegen Ende seines Urlaubs zu seinem Ausgangspunkte zurückkehrend, kam er nach langer, heißer Wanderung über einen Berggrad zu einem mehr im Tale liegenden See. Von oben her hatte er ihn schon lange blinken sehen und es jauchzte in ihm auf, als er ihn endlich erreichte.

Wie er sich nun ermattet am Ufer lagerte und hinaus auf

das schimmernde, einsame Wasser blickte, kam ihm der Wunsch, das Verlangen, im See zu baden; mit solcher letzten Labung gewissermaßen Abschied nehmend von dem Erleben dieser Wandertage. Und schnell entkleidet warf er sich in das Wasser, das ihn schmeichelnd umfing und forttrug. Mild und lau spielte es ihm um die Glieder, freundlich und verlockend war der Blick hinunter in die grüne Tiefe. Es zog ihn immer weiter hinaus; er schwamm, langsam ausholend, bis in die Mitte des Sees, legte sich dort auf den Rücken und ließ sich treiben.

Die Sonne stand schon tief im Westen und ihre Strahlen fielen schräg über die Bergwände herüber auf den See. Rings um ihn her war eitel Leuchten und Glühen, Gleichen und Schimmern. Stahlblau schaute der Himmel hernieder, eine schwere, weiße Wolke zog oben lautlos dahin. Kein Windhauch schien sie zu treiben, ruhevoll glitt sie langsam vorwärts.

Wie er so still dalag und dies Leuchten und Sprühen um ihn her gleichsam mit allen Poren in sich einzog, kam es wie ein Rausch über ihn. Lebhaft, farbenglühend zog vor seinem inneren Blick vorbei, was er in diesen Tagen gesehen und erschaut. Jeder Nerv, jede Faser zitterte an ihm vor verhaltener, tiefer Freude. Und im leichten Wiegen und Treiben über dieser sanften, lockenden, schmeichelnden Tiefe fühlte er, wie mit den schimmernden Sonnenstreifen, die über das Wasser spielten, das Glück mit ausgestreckten, offenen, warmen Händen auf ihn zukam. Und jubelnd empfing er es.

Als er nun, da die Sonne langsam tiefer sank und ein kühler Hauch von den blinkenden Gletschern herüberwehte, sich umwandte, um zurück an das Ufer zu gelangen, da merkte er auf einmal, daß er nur mühsam und beschwerlich vorwärts kam. Unwillig raffte er sich auf und eine Zeitlang ging es schneller weiter. Aber dann mußte er wieder eine Weile erschöpft inne halten. Und als er so ruhte, da tauchte plötzlich, spukhaft wie der kühle Schatten einer schnell vorübergleitenden Wolke der Gedanke in ihm auf: was nun, wenn du nicht mehr an das Ufer kämest, wenn du hier einsam versinken müßtest. Seltsam, daß diese Vorstellung so gar nichts Schreckhaftes für ihn hatte. Wie schön das sein würde, hier, abgeschlossen von aller Welt, im klaren Spiegelbilde einzig schöner Tage sich diesem vertrauten Etwas ganz hinzugeben; in ihm sanft einzuschlummern wie ein Kind in Mutterarmen. Und war es denn für ihn nicht besser, hier, in solcher Stimmung aus dem Leben zu scheiden, als sich in der grauen Dede draußen weiterhin abzuarbeiten und abzuquälen, bis sich die Seele einstens müd vom Körper lösen würde? Jetzt war sie noch stark und frisch, und wenn er sie nun freigab, so würde sie jauchzend zu den Höhen auffahren, zu den Wolken dort oben, die so still über allen Landen schwebten.

Da tönten aus dem unter Bäumen am Ufer versteckt liegenden Gasthaus unvermutet Lärm und fröhliches Gelächter an sein Ohr und rissen ihn aus seinen Träumen. Er sah Gestalten am Ufer dahinhuschen; er fühlte, auch dort drüben, wo die Sonne noch auf Matten lag, war Licht, Leben, Freude. Nein; er wollte nicht. Dies Wasser sollte ihn doch nicht zu sich hinunterziehen. Und die Zähne zusammenbeißend strebte er weiter.

So war er ganz nahe an das Ufer gekommen, als ihn jäh die Kraft verließ. Arme und Beine wurden steif und schwer, arbeiteten noch etwas, kurz und schlaff stoßend und hingen dann kraftlos herab. Sein Wille war gelähmt; in den Ohren summten dunkle, tiefe Töne. Und ganz leise, ohne Beklemmung, ohne Angstgefühl hauchte er über das Wasser hin: ich ertrinke. Damit sank er. Das Bewußtsein verließ ihn. Plötzlich aber leuchtete es grell wieder auf. Er sah vor sich das Ufer liegen, klar, deutlich, hell und sonnbeschienen. Leute standen herum. Und ganz hinten über diese Wiese kam einer gelaufen, der dicke Wirt vom Gasthof. Wie er rannte! Und wie er schrie! Was hatte er wohl? Warum regte er sich denn so auf? Kurt Mühlen fand das komisch. Er mußte lachen und also, leise lächelnd sank er tiefer, immer tiefer, seiner Mutter in die offenen Arme.

Doch das Wasser wollte ihn nicht. Nur ein paar Schwimmstöcke vom Lande entfernt war er versunken und am Ufer Badende halfen ihm ohne besondere Mühe heraus. Willenlos ließ er alles mit sich geschehen. Auf dem Rasen ruhend erholte er sich rasch, fand bald Atem und Farbe wieder. Aber sein Innerstes schien noch an anderen Orten zu verweilen. Mechanisch, geistesabwesend kleidete er sich an, dankte kaum und wanderte weiter.

Am nächsten Morgen erwachte jemand in einem Zimmer des Gasthofes, der in der Ortschaft nicht fern vom See lag. Zaghaft schlug der junge Mann die Augen auf und blickte erstaunt vor sich hin. Sein Blick streifte zum Fenster hinaus, durch das ein leuchtend klarer Himmel und in der Ferne die Linien eines Bergzuges hereinwinkten. Köstlich frische Morgenluft strich durch das Zimmer und heller Sonnenschein spielte zitternd, flimmernd an den Wänden.

So verhielt es sich also, wenn man aus dem Leben geschieden war? Die Seele kehrte wieder an die alten Orte zurück und webte um sie? Nun lebte sie ein reineres, schöneres Dasein, frei und ledig aller Hemmnisse und der drückenden Last des Körpers. Des Körpers? Aber nein, den fühlte er ja. Und nun hörte er plötzlich in der Stille, wie sein Blut rauschte, sein Herz klopfte. Er versuchte, erregt, sich zu erinnern. Sicher, gestern Abend war er im See versunken, kampfslos, wunschlos in die grüne Tiefe hinuntergleitend; was er jetzt sah, war alles nur Lug und Trug und Gaukelspiel des vom Körper losgelösten Geistes. Da fiel sein Blick auf die Gegenstände im Zimmer, neue Zweifel regten sich. Er stand auf und blickte in den Spiegel. Und fremd und doch bekannt grüßte ihn daraus sein eigenes Gesicht. Langsam, immer noch wie im Traume tappend, kleidete er sich an und ging hinunter. Die Wirtin begegnete ihm auf der Treppe, grüßte ihn und frug etwas gleichgültiges. Er hörte wohl den Schwall der Worte in seinen Ohren klingen, konnte jedoch nur mühsam fassen, was sie bedeuteten. Leise sagte er: „Es ist recht, es ist schon recht“ und ging weiter. Die eigene Stimme erschreckte ihn fast. Nun konnte er doch sprechen! Also mußte er leben. Aber immer noch unsicher, immer noch zweifelnd, trat er in den frischen Morgen hinaus.

Die weißen, hellen Wolken, die gestern Abend glitzernd über dem See standen, denen seine Blicke sehnsüchtig nachgeschweift waren, hingen nun ganz hinten am Horizonte, zu schweren Massen zusammengeballt. Sonst überall war klarer, lichter, blauer Tag. Alles, was er schaute, war ihm neu; es erfüllte ihn mit einer tiefen, starken Freude, die der von gestern Abend gleich, ja die inniger und reiner war. Begierig sog er die kühle, erquickende Luft in sich ein, liebevoll umfaßten seine Augen, was sich ihnen bot. Ach, dieses Licht, diese Helle, dies Leuchten, dieser Sonnenschein und dies Farbenspiel auf den Wegen! Wie trunken schwärmte er einher. Doch allmählich lernte er auch wieder fester auftreten; Kurt Mühlen fühlte es, er lebte und war also gestern doch nicht im See ertrunken. Aber es blieb ihm nicht die Zeit, sich an den Gedanken langsam zu gewöhnen. Denn am Abend schon saß er im Schnellzug, der ihn brausend durch die Nacht davonführte, seiner Heimat zu.

Jahre sind seitdem vergangen. Kurt Mühlen steht nun schon lange wieder mitten im nüchternen Treiben des Alltags. Er lebt, fern von den Höhen, in einer düsteren, rauchigen Großstadt. Und die Tage bringen ihm wenig mehr als Arbeit und wieder Arbeit. Aber oft, wenn es um ihn am lebhaftesten zugeht, wenn die Menschen hasten, die Telephone klingen, die Maschinen hämmern und sich alles in dumpfen Räumen beim quälenden Lichte der Gaslampen abmüht, dann steigt die Erinnerung in ihm auf. Bilder gaukeln vor ihm her, voll Blut und Farbe. Und es erscheint in ihm all dies laute Treiben um ihn her wie ein müster Spul, der verschwinden wird, wie der Nebel zerfließt, wenn die Sonne aufgeht. Ganz leise dann regt sich oft in ihm die Frage: Leb' ich denn noch? Und ist dies Wirklichkeit? Oder bin ich damals nicht doch im Bergsee ertrunken?